

„Hirten mit dem Geruch der Schafe“

– Der Dienst der Priester im Volk Gottes nach dem Schreiben
„Evangelii Gaudium“ von Papst Franziskus –

Vortrag von Bischof Dr. Franz-Josef Bode
am Tag der Begegnung der Priester und Diakone
14. April 2014 (Montag der Karwoche)

Impressum

Herausgeber:
Bistum Osnabrück
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Hasestraße 40 A, 49074 Osnabrück
E-Mail: info@bistum-os.de
Internet: www.bistum-osnabrueck.de

Druck: Druckerei Levien, Osnabrück
Auflage: 1.500 Stück

September 2014

Ich freue mich sehr, dass wir hier wieder in so großer Zahl versammelt sind. Und ich freue mich, dass wir uns heute mit den Worten unseres Heiligen Vaters Franziskus befassen. Kaum ein Schreiben eines Papstes hat so viele Menschen angesprochen wie jetzt Evangelii Gaudium. Es findet auch über die Kirche hinaus Interesse und ist eine Fundgrube von vielen intensiven Gedanken. Allerdings sind sie gar nicht so schnell zu erfassen, schon gar nicht einfach zu systematisieren. Auch die Sprache des Textes ist so originär und anders als die früherer Apostolischer Schreiben, dass man eigentlich ständig zitieren müsste.

Die Worte des Papstes haben nichts von dem „Roma locuta causa finita“ (Rom hat gesprochen, die Sache ist beendet) vergangener Zeiten. Bei ihm heißt es eher: „Roma locuta causa aperta“ (Rom hat gesprochen, die Sache ist eröffnet). Er öffnet mit seiner Sprache. Das führt auch zu Auseinandersetzungen, zu Diskussionen. Denken wir nur an die Positionen von Kardinal Müller und Kardinal Kasper in der Frage der wiederverheiratet Geschiedenen, die wir gerade erleben.

Man hat den Eindruck, als wolle der Papst diese spannenden Positionen erst einmal aushalten, um den Weg dann wirklich in die bevorstehende Außerordentliche Bischofssynode, in das Miteinander der Mitbrüder münden zu lassen und dort zu einer gemeinsamen, auch geistlichen Entscheidung zu kommen. Dafür muss es ja wie beim Apostelkonzil (Apg 15) unterschiedliche Positionen geben. Zwar wird es in der Synode bei weitem nicht nur um diese eine Frage geht, aber sie ist für viele ein Testfall für das, was der Papst immer und immer wieder Barmherzigkeit der Kirche nennt.

Ich habe diesen Vortrag überschrieben mit einem Wort, das der Papst oft benutzt: „Hirten mit dem Geruch der Schafe“. Der Papst will daran deutlich machen: Wenn ein Bischof, Priester oder Diakon, wenn einer, der in der Kirche Verantwortung trägt, ja überhaupt einer, der evangelisiert – denn das ist ja der entscheidende Hintergrund dieses Schreibens – nicht Freude daran hat, im Volke Gottes, in seiner Herde zwischen den Menschen zu sein und so nah bei ihnen zu sein, dass er sogar ihren Geruch annimmt,

dann kann er eigentlich nicht der richtige Evangelisierer, der richtige Hirte und Weitergeber des Evangeliums sein.

Der Papst schreibt: „Um aus tiefer Seele Verkünder des Evangeliums zu sein, ist es auch nötig, ein geistliches Wohlgefallen daran zu finden, nahe am Leben der Menschen zu sein, bis zu dem Punkt, dass man entdeckt, dass dies eine Quelle höherer Freude ist“ (EG 268). Wir haben von Spiritual Johannes Bours immer gehört, dass die Seelsorge den Seelsorger auch in seiner Spiritualität prägt. Der Papst weiter: „So entdecken wir wieder neu, dass er (Jesus) uns als Werkzeug nehmen will, um seinem geliebten Volk immer näher zu kommen. Er nimmt uns aus der Mitte des Volkes und sendet uns zum Volk, sodass unsere Identität nicht ohne diese Zugehörigkeit verstanden werden kann“ (EG 268). Es gibt keine Identität des Priesters, wenn er nicht im Volk Gottes steht.

„Jesus selbst ist das Vorbild dieser Entscheidung zur Verkündigung des Evangeliums, die uns in das Herz des Volkes hineinführt. Wie gut tut es uns zu sehen, wie er

allen so nahe ist!“ (EG 269). Und etwas weiter: „Zuweilen verspüren wir die Versuchung, Christen zu sein, die einen sicheren Abstand zu den Wundmalen des Herrn halten. Jesus aber will, dass wir mit dem menschlichen Elend in Berührung kommen, dass wir mit dem leidenden Leib der anderen in Berührung kommen. Er hofft, dass wir darauf verzichten, unsere persönlichen oder gemeinschaftlichen Zuflüchte zu suchen, die uns erlauben, gegenüber dem Kern des menschlichen Leids auf Distanz zu bleiben, damit wir dann akzeptieren, mit dem konkreten Leben der anderen ernsthaft in Berührung zu kommen und die Kraft der Zartheit kennenlernen. Wenn wir das tun, wird das Leben für uns wunderbar komplex, und wir machen die tiefe Erfahrung, Volk zu sein, die Erfahrung, zu einem Volk zu gehören“ (EG 270).

Wir spüren, dass dahinter die ganze Volk-Gottes-Theologie des II. Vatikanischen Konzils steht. Der Papst hat ja für sein Schreiben nicht unbedacht den Titel „Evangelii Gaudium“ gewählt. Er ist eine Kombination aus „Gaudium et spes“ und dem daran anknüpfenden Apostolischen Schreiben

„Evangelii nuntiandi“ von Papst Paul VI., eine Schrift, die schon fast in Vergessenheit geraten ist. Diese geniale Verbindung soll uns einmal mehr erinnern an die Kirche als Volk Gottes, und zwar gründend im Geheimnis des dreifaltigen Gottes. Ich nenne diesen theologischen Hintergrund nicht, weil es ein Hobby des Bischofs ist, immer wieder auf die Dreifaltigkeit zu kommen, sondern weil in Lumen Gentium zutiefst begründet ist (gerade in den ersten Kapiteln), dass die Kirche, das Volk Gottes, nach dem Bild der Dreifaltigkeit geschaffen ist. Darauf nimmt auch Papst Franziskus Bezug. In Lumen Gentium 4 heißt es: „Die ganze Kirche erscheint als das von der Einheit des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes her geeinte Volk.“ Sehr dicht zusammengefasst ist das im Gabengebet am Pfingstmontag: „Gott, unser Vater, nimm unsere Gaben an, in denen das Opfer deines Sohnes gegenwärtig wird. Aus seiner Seitenwunde ist die Kirche hervorgegangen als Werk des Heiligen Geistes. Lass sie ihren Ursprung nie vergessen, sondern daraus in dieser Feier Heil und Leben schöpfen.“ Dichter kann man das gar nicht ausdrücken.

Wenn man dann die vorgehenden Kapitel von Lumen Gentium mit bedenkt, ohne die Theologie des Papstes nicht zu verstehen ist, wird sehr deutlich, dass dieses innere Gesetz, dieses dreieinige Gesetz der Kirche uns in die Situation bringt, so in diesem Volk zu wirken.

Denn der Vater garantiert, so heißt es dort, als Schöpfer die Kirche für alle Menschen, und Christus ist das „lumen gentium“, das Licht der Völker. Also ist die Kirche Kirche für alle. Und sie ist nicht erst Kirche seit Christus, sondern „ecclesia ab Abel“ (vgl. LG 2) für die Menschheit insgesamt, eine Kirche der Weite, eine Kirche für alle. Das ist die Garantie dafür, dass sie sich nicht nur um sich selbst drehen kann.

Der Sohn bringt durch sein Erlösungswerk das Sakrament der Kirche hervor, die in den Sakramenten wirkt und lebt – besonders in der Eucharistie – aus der Seitenwunde Christi (ecclesia ex latere Christi). So wie Eva aus der Seite des Adam hervorgegangen ist und sie ein Fleisch sind, so ist die Kirche aus der Seite Christi hervorgegangen, um ganz mit

ihm verbunden zu sein. Das ist das Inkarnatorische, das Menschen zugewandte, das sich hingebende Leben der Kirche bis zum Letzten aus dem Herzblut Christi.

Und das bleibt das Werk des Heiligen Geistes (opus Spiritus Sancti), des Geistes, der die Buntheit und Verschiedenheit der Gaben in der Kirche garantiert und gleichzeitig der Garant der Einheit ist. Er bringt die vielen Ämter und Charismen hervor, so dass Kirche nie ein rein inkarnatorisches, in sich begrenztes Geschehen ist, sondern immer auch die „Improvisation des Geistes“ (Karl Rahner), in der der Geist des Aufbruchs weht, wo er will.

Lange Zeit haben wir die Kirche nur als Fortsetzung der Inkarnation Christi gesehen: der fortlebende Leib Christi. Das ist auch völlig richtig. Aber sie ist auch das Fortleben der Sendung des Heiligen Geistes in ihrer ganzen Buntheit, Verschiedenheit und Unberechenbarkeit und in der Sicherheit, dass letztlich Gott das Entscheidende tut.

Also: Kirche der Weite (ab Abel), Kirche der Hingabe (Leib Chri-

sti, mit Hand und Fuß den Menschen zugewandt) und Kirche der Wandlung und Erneuerung, opus und Tempel des Heiligen Geistes, von dem immer wieder Leben und Segen ausgehen (vgl. Ezechiel, Vision der Tempelquelle).

Kirche für alle: Sie soll nicht begrenzende Zollstation sein, bei der erst alle taxiert werden, ob und wie sie dazugehören können. Sie soll ein Vaterhaus mit offenen Türen und eine Mutter mit offenem Herzen sein, sagt der Papst (vgl. EG 46 f.). Diese Begriffe benutzt er gegen Enge und Narzissmus. Kirche als Tempel des Geistes mit dem Vorhof der Völker, in dem sich viele Menschen bewegen. Tomáš Halík beschreibt in seinem Buch „Geduld mit Gott“, wie die großen Kolonnaden des Petersdoms schon Menschen umgreifen und in sich bergen, die sich noch gar nicht bewusst sind, dass sie sich im Heiligtum befinden, und trotzdem mit eingehen in die große Gemeinschaft, für die die Kirche da ist. Die Kolonnaden sind eben nicht abgrenzende Mauern.

Dann: Kirche als Dienst gegen den Missbrauch der Macht. Ihre Sakramente sind nicht nur Beloh-

nung für vollkommenes Leben, sondern auch Heilmittel (vgl. EG 47). Das bedeutet, dass sie immer auch denen zugereicht werden müssen, die noch auf der Suche sind, die auf zerbrochene Wege gehen. Natürlich spielen Umkehr und Buße da eine wichtige Rolle – auch davon spricht der Papst sehr deutlich –, aber immer in der Weise, wie der barmherzige Vater mit seinen beiden Söhnen umgeht (vgl. LK 15,11 ff.).

Und Kirche als erneuernde Kraft des Geistes gegen alle Erstarrung und gegen alles Festgefahrene. Ich erinnere an die Aussagen von Lumen Gentium, weil sie hinter dem stehen, was der Papst meint. Er sagt nämlich: Die Kirche als Volk Gottes nach dem Bild des dreieinigen Gottes ist weit mehr als eine organisatorische und hierarchische Institution (vgl. EG 111). Sie ist ein lebendiges Geschehen, ein lebendiger Prozess, ein lebendiger Vorgang, der nie vollendet ist, sondern auf dem Wege bleibt zum immer Größeren.

Der Leitungsdienst der Hirten in diesem Volk, in diesem evangelisierenden Miteinander der verschiedenen Dienste und Charis-

men lässt sich als Dienst an der Einheit im Sinne der apostolischen christlichen Gemeinden verstehen, der frühen Gemeinden, von denen Lukas etwas idealisierend sagt: „Sie waren ein Herz und eine Seele. Sie hatten alles gemeinsam“ (Apg 4,32). Natürlich verschweigt Lukas die Zerrissenheiten und die Streitigkeiten nicht. Aber letztlich ist durch den Dienst der Eucharistie der Dienst des Amtes immer wieder ein Dienst der Einheit, ein Dienst der Verbindung zum Ganzen und zum Ursprung der Kirche – ob in der gewöhnlichen Seelsorge, so sagt der Papst, oder in der Beziehung zu den Entfremdeten oder auch zu denen, die ganz die Kirche ablehnen. Das wird immer noch erringen müssen, auch darauf verweist er, wie Paulus es im Philipperbrief sagt: „Nicht dass ich es schon ergriffen hätte. Eines aber tue ich: Ich ... strecke mich nach dem aus, was vor mir ist“ (Phil 3,13).

In dem Zusammenhang benutzt der Papst dieses wunderbare Bild für die Hirten. Es ist für den Bischof gesagt, aber genauso gültig für die Priester und alle, die Verantwortung tragen: „Der Hirte muss immer das missionarische

Miteinander ... fördern, indem er das Ideal der ersten christlichen Gemeinden verfolgt ... Darum wird er sich bisweilen an die Spitze stellen, um den Weg anzuzeigen und die Hoffnung des Volkes aufrecht zu erhalten, andere Male wird er einfach inmitten aller sein mit seiner schlichten und barmherzigen Nähe, und bei einigen Gelegenheiten wird er hinter dem Volk hergehen, um denen zu helfen, die zurückgeblieben sind, und – vor allem – weil die Herde selbst ihren Spürsinn besitzt, um neue Wege zu finden. In seiner Aufgabe, ein dynamisches, offenes und missionarisches Miteinander zu fördern, wird er die Reifung der vom Kodex des Kanonischen Rechts vorgesehenen Mitspracheregeln sowie anderer Formen des pastoralen Dialogs anregen und suchen, in dem Wunsch, alle anzuhören und nicht nur einige, die ihm Komplimente machen“ (EG 31).

Wir haben freilich in den vergangenen Jahren gespürt, was es bedeutet, mit Gremien, mit Gruppen, mit Räten, mit Entscheidungen, die auf vielen Schultern liegen, umzugehen. Es ist nicht immer leicht und manchmal leidvoll. Und

doch führt kein Weg daran vorbei, in diesem Miteinander unsere Wege in die Zukunft zu gehen.

Für den Dienst der Hirten möchte ich einige Dimensionen aus dem Schreiben des Papstes aufgreifen, die – wie Perlen und etwas verstreut – alte und immer neue Grundsätze der Kirche in Erinnerung rufen:

- Eine Kirche, die lieber verbeult ist, als dass sie an der Wirklichkeit und den Menschen vorbei lebt (vgl. EG 49). Wenn man sich einlässt, macht man sich in irgendeiner Weise auch die Finger schmutzig, holt sich Beulen ab. Es geht um das spannende Ineinander von Wahrheit und Realität, in das wir hineingestellt sind.
- Dass die Evangelisierer nicht mehr fürchten, Fehler zu machen, als dass sie fürchten, nicht nah genug bei den Menschen zu sein (vgl. EG 49). Der Papst richtet sich gegen eine Art von Tutorismus, der alles absichern will, der alles schon mit einem Zaun umgibt aus Angst, vielleicht einen Fehler zu machen. Wer von dieser Angst bestimmt wird, wird den Menschen nicht mehr gerecht.

- Eine Kirche, die barmherzig ist. „Die Kirche muss der Ort der ungeschuldeten Barmherzigkeit sein, wo alle sich aufgenommen und geliebt fühlen können, wo sie Verzeihung erfahren und sich ermutigt fühlen können, gemäß dem guten Leben des Evangeliums zu leben“ (EG 114). Keine billige Barmherzigkeit, sondern eine, die viel kostet. Schauen wir auf den barmherzigen Vater im Evangelium: Er musste seinen Standpunkt verlassen. Er lief aus dem Haus dem „verlorenen“ Sohn entgegen. Er verließ sein Ordnungsgefüge. Nur dann kann man barmherzig sein, wenn man auch einen solchen Schritt geht. Das sagt der Papst auch vom Umgang mit denen, die in Sünde und Scheitern geraten sind: dass wir nicht finstere Richter sein sollen. Auch nicht im Beichtstuhl, der keine Folterkammer sein soll, sondern ein Ort der Hoffnung und der Zuwendung (vgl. EG 44, 168).
- Dann immer und immer wieder die Option für die Armen, für die Letzten. Wenn wir nicht ganz konkret und immer wieder auch bis in viele

Einzelheiten hinein darüber nachdenken, wie wir eine bescheidenere Kirche in Offenheit sein können für die, die an die Ränder geraten sind, wenn wir nicht wach sind angesichts der immer weiter klaffenden Schere von arm und reich, dann werden wir nicht glaubwürdig sein. Es geht nicht nur um die großen Hilfswerke, die wir unterstützen müssen, sondern darum, in welchem Geist wir im Alltag handeln (vgl. bes. EG 176-216).

- Eine Kirche, die nie Selbstzweck und Selbstzelebration ist (vgl. etwa EG 95).
- Eine Kirche, die graduelle Wege mit den Menschen geht und ihnen hilft, sich stufenweise dem Evangelium zu nähern. Das ist uns zuweilen abhanden gekommen, weil wir in so manchen Bereichen ein Alles-oder-Nichts-Prinzip etabliert haben, besonders auch im Bereich der Sexualmoral (vgl. EG 40 ff.).
- Und der Papst betont wieder neu die Hierarchie der Wahrheiten. Das heißt nicht, dass Wahrheiten mehr oder weniger gültig sind, sondern dass sie in verschiedenen Beziehungen zu der Lebenswirklich-

keit der Menschen, zu den Zeichen der Zeit stehen und dass es Kernwahrheiten gibt und abgeleitete Wahrheiten. Auch das widerspricht einem reinen und undifferenzierten Alles oder Nichts (vgl. EG 34 ff., 43)

- Der Papst will eine Kirche, die dialogisch ist, die dienend ist, die demütig ist.
- Er spricht immer wieder vom missionarischen Herzen. Das ist ein entscheidender Punkt in seinen Aussagen: Dass wir zunächst einmal in unserem Dienst nicht so sehr von unserem sacerdotalen, hierarchischen Dienst ausgehen, sondern – mit allen verbunden – vom Dienst am Evangelium. „Ein missionarisches Herz verschließt sich niemals. Niemals greift es auf die eigenen Sicherheiten zurück. Niemals entscheidet es sich für die Starrheit der Selbstverteidigung. Es weiß, dass es selbst wachsen muss im Verständnis des Evangeliums und in der Unterscheidung der Wege des Geistes. Und so verzichtet es nicht auf das mögliche Gute, obwohl es Gefahr läuft, sich mit dem Schlamm der Straße zu beschmutzen“ (EG 45).

- Eine Kirche, die unbequem prophetisch sein muss, besonders auch in der ökonomistischen Welt, in der wir leben (vgl. EG 50 ff.).
- Eine Kirche, die unbeirrt für das Leben vom ersten bis zum letzten Augenblick eintritt. An keinem anderen Punkt hat der Papst so eindeutig gesprochen (vgl. EG 209 ff.).
- Eine Kirche, in der nicht Zentralismus, sondern Subsidiarität vorherrscht. Das wird an vielen Stellen angesprochen: beim Papstamt, beim Bischofsamt, bei den Bischofskonferenzen... Der Zentralismus lähmt eine Kirche des Evangeliums (vgl. EG 32). Die Gaben und Fähigkeiten der Menschse sollen hervorgerufen werden auf allen Ebenen. Und darum ist eben das Ehrenamt nicht der verlängerte Arm des Hauptamtes, sondern umgekehrt ist das Amt der Dienst zur Befähigung aller im Volke Gottes da.

Vor diesem Hintergrund sieht der Papst auch die Pfarrei. Sie kann sehr viele Formen annehmen. Der Papst steht für das Territorialprinzip, aber nicht in der Weise, dass neue Pfarreien aus mehreren Ge-

meinden und mit vielen Knotenpunkten zentralistisch abhängig sind von einem Punkt. Sie sollen untereinander ein Netzwerk bilden. Das ist notwendig, wenn Pfarrei auch Beheimatung geben soll. Nachdem wir die großen Einheiten geschaffen haben, ist es jetzt notwendig, mehr darauf zu schauen, was vor Ort an Beheimatung geschehen kann. Ehrenamt wird sich schwerlich finden in einem Großbereich, weit eher in überschaubaren Räumen. Es ist wichtig den Blick neu auf die Nähe zu werfen und vor allem auf die Tiefe.

„Die Pfarrei ist keine hinfällige Struktur; gerade weil sie eine große Formbarkeit besitzt, kann sie ganz verschiedene Formen annehmen, die die innere Beweglichkeit und die missionarische Kreativität des Pfarrers und der Gemeinde erfordern. Obwohl sie sicherlich nicht die einzige evangelisierende Einrichtung ist, wird sie, wenn sie fähig ist, sich ständig zu erneuern und anzupassen, weiterhin die Kirche sein, die inmitten der Häuser ihrer Söhne und Töchter lebt. Das setzt voraus, dass sie wirklich in Kontakt mit den Familien und dem Leben des Volkes

steht und nicht eine weitschweifige, von den Leuten getrennte Struktur oder eine Gruppe von Auserwählten wird, die sich selbst betrachten. Die Pfarrei ist eine kirchliche Präsenz im Territorium, ein Bereich des Hörens des Wortes Gottes, des Wachstums des christlichen Lebens, des Dialogs, der Verkündigung, der großherzigen Nächstenliebe, der Anbetung und der liturgischen Feier. Durch all ihre Aktivitäten ermutigt und formt die Pfarrei ihre Mitglieder, damit sie aktiv Handelnde in der Evangelisierung sind. Sie ist eine Gemeinde der Gemeinschaft, ein Heiligtum, wo die Durstigen zum Trinken kommen, um ihren Weg fortzusetzen, und ein Zentrum ständiger missionarischer Aussendung“ (EG 28).

Pfarreien, Ortskirchen, Bistümer sind für Papst Franziskus Netzwerke der Evangelisierung, die zur Inkulturation des Evangeliums beitragen, die auch dazu beitragen, den Bezug zum Schönen, zur Kultur, zum Ästhetischen zu bewahren, die das Wort Gottes fördern in kleinen Kreisen, in Bibelkreisen, in vielen Formen, und die die sozialen Probleme der Menschen im Auge behalten (vgl. etwa EG 29 f.).

Was den Lebensstil, die Persönlichkeit des Priesters und der Hirten betrifft, geht der Papst in besonderer Weise und Breite auf die Predigt ein (vgl. EG 135-175): dass wir die Herzen entfachen; dass wir uns vorbereitend mit der inneren Wahrheit eines Textes bis in die Tiefe befassen – zunächst „sine glossa“, ohne Kommentare; dass wir persönlichen Umgang mit dem Wort pflegen auch in der geistlichen Lesung; und dass die Predigt letztlich ein Prüfstein ist für die Nähe zu den Menschen. Heute spielt für viele, die sich mit den kirchlichen Riten und Formen nicht leicht tun, das menschliche Wort der Auslegung eine große Rolle. Wenn Menschen mit einem hörbereiten Herzen in die Kirche kommen, erwarten sie auch ein gutes Wort – und das muss nicht immer lang sein. „Die größte Gefahr für einen Prediger besteht darin, sich an die eigene Sprache zu gewöhnen und zu meinen, dass alle anderen sie gebrauchen und von selbst verstehen. Wenn man sich an die Sprache der anderen anpassen will, um sie mit dem Wort Gottes zu erreichen, muss man viel zuhören, das Leben der Leute teilen und ihm gerne Aufmerksamkeit widmen.

Einfachheit und Klarheit sind zwei verschiedene Dinge. Die Sprache kann ganz einfach sein, die Predigt jedoch wenig klar. Sie kann sich als unverständlich erweisen wegen ihrer Unordnung, wegen mangelnder Logik oder weil sie verschiedene Themen gleichzeitig behandelt“ (EG 158).

Dann das Merkmal der positiven Sprache. Eine Predigt kann nur anziehen, wenn sie nicht bei der Klage, beim Gejammer, bei der Kritik und bei Gewissensbissen stehen bleibt. Dazu die Anregung: „Wie gut ist es, wenn sich Priester, Diakone und Laien regelmäßig treffen, um gemeinsam Mittel und Wege zu finden, um die Verkündigung attraktiver zu gestalten“ (EG 159).

Deutlich nennt der Papst die Versuchungen der in der Evangelisierung Tätigen, besonders die der Priester. Er spricht vom Minderwertigkeitskomplex, davon, dass sie selbst ihrer Botschaft nicht mehr trauen und sich deshalb allen möglichen Dingen anpassen. Er nennt die egoistische Trägheit, den sterilen Pessimismus, er spricht ein deutlich Nein zur spirituellen Weltlichkeit, dass man

nach außen alles korrekt und gut verrichtet, innerlich aber eigentlich ausgelaugt ist. Nein zum „Krieg“ unter den Brüdern aus Neid oder anderem. Einige O-Töne: „So nimmt die größte Bedrohung Form an, der graue Pragmatismus des kirchlichen Alltags, bei dem scheinbar alles mit rechten Dingen zugeht, in Wirklichkeit aber der Glaube verbraucht wird und ins Schäbige absinkt. Es entwickelt sich die Grabespsychologie, die die Christen allmählich in Mumien für das Museum verwandelt. Enttäuscht von der Wirklichkeit, von der Kirche oder von sich selbst, leben sie in der ständigen Versuchung, sich an eine hoffnungslose, süßliche Traurigkeit zu klammern, die sich des Herzens bemächtigt wie das kostbarste der Elixiere des Dämons. Berufen, um Licht und Leben zu vermitteln, lassen sie sich schließlich von Dingen faszinieren, die nur Dunkelheit und innere Müdigkeit erzeugen und die apostolische Dynamik schwächen“ (EG 83) „Bei einigen ist eine ostentative Pflege der Liturgie, der Lehre und des Ansehens der Kirche festzustellen, doch ohne dass ihnen die wirkliche Einsenkung des Evangeliums in das Gottesvolk und die konkreten Erfordernisse

der Geschichte Sorgen bereiten“ (EG 95). „Oder sie entfaltet sich in einem Manager-Funktionalismus, der mit Statistiken, Planungen und Bewertungen überladen ist und wo der hauptsächliche Nutznießer nicht das Volk Gottes ist, sondern eher die Kirche als Organisation. In allen Fällen fehlt dieser Mentalität das Siegel des Mensch gewordenen, gekreuzigten und auferstandenen Christus, sie schließt sich in Elitegruppen ein und macht sich nicht wirklich auf die Suche nach den Fernstehenden, noch nach den unermesslichen, nach Christus dürstenden Menschenmassen“ (EG 95). „In diesem Kontext wird die Ruhmsucht derer gefördert, die sich damit zufriedengeben, eine gewisse Macht zu besitzen, und lieber Generäle von geschlagenen Heeren sein wollen, als einfache Soldaten einer Schwadron, die weiterkämpft. Wie oft erträumen wir peinlich genaue und gut entworfene apostolische Expansionsprojekte, typisch für besiegte Generäle! So verleugnen wir unsere Kirchengeschichte, die ruhmreich ist, insofern sie eine Geschichte der Opfer, der Hoffnung, des täglichen Ringens, des im Dienst aufgeriebenen Lebens, der Beständigkeit in mühevoller

Arbeit ist, denn jede Arbeit geschieht im Schweiß unseres Angesichts. Stattdessen unterhalten wir uns eitel und sprechen über das, was man tun müsste – die Sünde des ‚man müsste tun‘ – wie spirituelle Lehrer und Experten der Seelsorge, die einen Weg weisen, ihn selber aber nicht gehen. Wir pflegen unsere grenzenlose Fantasie und verlieren den Kontakt zu der durchlittenen Wirklichkeit unseres gläubigen Volkes“ (EG 96). „Wer in diese Weltlichkeit gefallen ist, schaut von oben herab und aus der Ferne, weist die Prophetie der Brüder ab, bringt den, der ihn in Frage stellt, in Misskredit, hebt ständig die Fehler der anderen hervor und ist besessen vom Anschein. Er hat den Bezugspunkt des Herzens verkrümmt auf den geschlossenen Horizont seiner Immanenz und seiner Interessen, mit der Konsequenz, dass er nicht aus seinen Sünden lernt, noch wirklich offen ist für Vergebung. Es ist eine schreckliche Korruption mit dem Anschein des Guten. Man muss sie vermeiden, indem man die Kirche in Bewegung setzt, dass sie aus sich herausgeht in eine auf Jesus Christus ausgerichtete Mission, in den Einsatz für die Armen. Gott befreie uns von einer weltlichen

Kirche unter spirituellen oder pastoralen Drapierungen! Diese erstickende Weltlichkeit erfährt Heilung, wenn man die reine Luft des Heiligen Geistes kostet, der uns davon befreit, um uns selbst zu kreisen, verborgen in einem religiösen Anschein über gottloser Leere. Lassen wir uns das Evangelium nicht nehmen!“ (EG 97).

Ein weiterer Punkt im Schreiben des Papstes sind die vier Grundsätze, die er für das soziale Zusammenleben nennt, die aber auch Grundsätze eines pastoralen Führungsstils sind:

- Die Zeit ist mehr wert als der Raum (EG 222-225). Etwas Prozesshaftes, das man Schritt für Schritt weitergeht auf ein Ziel hin, ist besser, als einen begrenzten Raum zu schaffen. Bewegung geht vor Begrenzung.
- Die Einheit wiegt mehr als der Konflikt (EG 226-230).
- Die Wirklichkeit ist wichtiger als die Idee (EG 231-233). Wie gehen wir auf die Wirklichkeiten der Menschen ein? Es gilt, die Grundprinzipien des Evangeliums zu wahren und sie doch immer wieder mit der Wirklichkeit der Menschen in

eine Auseinandersetzung zu bringen, die letztlich wohl nie ganz glatt lösbar ist.

- Das Ganze ist dem Teil übergeordnet (EG 234-237): „Man muss auf die globale Dimension achten, um nicht in die alltägliche Kleinlichkeit zu fallen. Zugleich ist es nicht angebracht, das, was ortsgebunden ist und uns mit beiden Beinen auf dem Boden der Realität bleiben lässt, aus dem Auge zu verlieren. Wenn die Pole miteinander vereint sind, verhindern sie, in eines der beiden Extreme zu fallen: das eine, dass die Bürger in einem abstrakten und globalisierenden Universalismus leben, als angepasste Passagiere im letzten Waggon, die mit offenem Mund und programmiertem Applaus das Feuerwerk der Welt bewundern, das anderen gehört; das andere, dass sie ein folkloristisches Museum ortsbezogener Eremiten werden, die dazu verurteilt sind, immer dieselben Dinge zu wiederholen, unfähig, sich von dem, was anders ist, hinterfragen zu lassen und die Schönheit zu bewundern, die Gott außerhalb ihrer Grenzen verbreitet“ (EG 234). „Das

Ganze ist mehr als der Teil, und es ist auch mehr als ihre einfache Summe. Man darf sich also nicht zu sehr in Fragen verbeißen, die begrenzte Sondersituationen betreffen, sondern muss immer den Blick ausweiten, um ein größeres Gut zu erkennen, das uns allen Nutzen bringt. Das darf allerdings nicht den Charakter einer Flucht oder einer Entwurzelung haben“ (EG 235). „Das Modell ist nicht die Kugel, die den Teilen nicht übergeordnet ist, wo jeder Punkt gleich weit vom Zentrum entfernt ist und es keine Unterschiede zwischen dem einen und dem anderen Punkt gibt. Das Modell ist das Polyeder, welches das Zusammentreffen aller Teile wiedergibt, die in ihm ihre Eigenart bewahren. Sowohl das pastorale als auch das politische Handeln sucht in diesem Polyeder das Beste jedes Einzelnen zu sammeln. Dort sind die Armen mit ihrer Kultur, ihren Plänen und ihren eigenen Möglichkeiten eingegliedert. Sogar die Menschen, die wegen ihrer Fehler kritisiert werden können, haben etwas beizutragen, das nicht verloren gehen darf“

(EG 236). Eine Auseinandersetzung mit einer Wirklichkeit, die nicht auf Äquidistanz zu allem geht, sondern dieses sperrige Vieleck lebt, in dem sich auch das Schwierige und Abseitige einbindet und das gerade darin Ausweis für den Einheit stiftenden Geist Gottes ist.

Das sind viele Anregungen. Aber wir müssen uns – gerade in dieser Heiligen Woche – ermutigen lassen, uns auf diesen Weg zu begeben, und dürfen nicht nachlassen, die Einzelheiten zu meditieren. Denn wir haben es bei unserem Papst nicht mit einem realitätsfernen Fantasten zu tun, einem Träumer, der sich nicht selbst ständig bemüht, das als richtig Erkannte zu leben. Ich habe bei einer Audienz gesehen, wie er sich hundert von Armen und Kranken zugewandt hat, wie er die Einzelnen angeschaut hat. Die Verbindung des Franziskanischen und des Ignatianischen hat bei ihm wirklich mit der Realität der Menschen zu tun.

Verstehen wir also die Aussagen des Papstes nicht als eine neue Mehrbelastung – „Was sollen wir denn noch alles machen?“ – und

auch nicht als ein Nicht-Ernstnehmen unserer schon vorhandenen Mühen oder Misserfolge. Sehen wir sie als ermutigende Herausforderungen, manchmal doch noch ein anderes Auge auf die Dinge zu werfen.

Deshalb möchte ich ihn in diese Richtung noch einmal zitieren: „Wir alle wissen aus Erfahrung, dass manchmal eine Aufgabe nicht die Befriedigung bietet, die wir wünschten, die Ergebnisse gering sind und die Veränderungen langsam; man ist versucht, überdrüssig zu werden. Jedoch ist es nicht das Gleiche, wenn einer aus Überdruß die Arme vorübergehend hängen lässt oder wenn er sie für immer hängen lässt, weil er von einer chronischen Unzufriedenheit beherrscht wird, von einer Trägheit, welche seine Seele austrocknet. Es kann vorkommen, dass das Herz des Ringens überdrüssig wird, weil es im Grunde sich selbst sucht in einem Karrierestreben, das nach Anerkennung, Beifall, Auszeichnungen und Rang dürstet. Dann lässt einer nicht die Arme hängen, sondern hat kein Charisma mehr, es fehlt ihm die Auferstehung. So bleibt das Evangelium, die schönste Botschaft,

die diese Welt hat, unter vielen Ausreden begraben“ (EG 277).

Dann geht der Papst auf die Gleichnisse vom Sauerteig, vom Samenkorn, von der Saat auf unterschiedlichem Boden ein. Darauf, dass eben bei weitem nicht alles fruchtet, vielleicht auch nur wenig, wir die Saat aber deshalb nicht aufgeben dürfen. Es geht um das letzte Vertrauen, dass es den Größeren gibt, unter dessen Hand auch aus dem Wenige, das wir einbringen – wie bei der Brotvermehrung – etwas werden kann. „Diese Gewissheit ist das, was ‚Sinn für das Mysterium‘ genannt wird. Es bedeutet, mit Bestimmtheit zu wissen, dass sicher Frucht bringen wird (vgl. Joh 15,5), wer sich Gott aus Liebe darbringt und sich ihm hingibt. Diese Fruchtbarkeit ist oft nicht sichtbar, nicht greifbar und kann nicht gemessen werden. Man weiß wohl, dass das eigene Leben Frucht bringen wird, beansprucht aber nicht zu wissen wie, wo oder wann. Man hat die Sicherheit, dass keine der Arbeiten, die man mit Liebe verrichtet hat, verloren geht, dass keine der ehrlichen Sorgen um den Nächsten, keine Tat der Liebe zu Gott, keine großherzige Mühe, keine

leidvolle Geduld verloren ist. All das kreist um die Welt als eine lebendige Kraft. Manchmal kommt es uns vor, als habe unsere Arbeit kein Ergebnis gebracht, aber die Mission ist weder ein Geschäft noch ein unternehmerisches Projekt, sie ist keine humanitäre Organisation, keine Veranstaltung, um zu zählen, wie viele dank unserer Propaganda daran teilgenommen haben; es ist etwas viel Tieferes, das sich jeder Messung entzieht. Vielleicht verwendet der Herr unsere Hingabe, um Segen zu spenden an einem anderen Ort der Welt, wo wir niemals hinkommen werden. Der Heilige Geist handelt wie er will, wann er will und wo er will; wir aber setzen uns ohne den Anspruch ein, auffällige Ergebnisse zu sehen. Wir wissen nur, dass unsere Hingabe notwendig ist. Lernen wir, in den zärtlichen Armen des Vaters zu ruhen, inmitten unserer kreativen und großherzigen Hingabe. Machen wir weiter, geben wir ihm alles, aber lassen wir zu, dass er es ist, der unsere Mühen fruchtbar macht, wie es ihm gefällt“ (EG 279). „Es ist wahr, dass dieses Vertrauen auf den Unsichtbaren in uns ein gewisses Schwindelgefühl hervorrufen kann: Es ist wie

ein Eintauchen in ein Meer, wo wir nicht wissen, was auf uns zukommen wird. Ich selbst habe das viele Male erlebt. Es gibt aber keine größere Freiheit, als sich vom Heiligen Geist tragen zu lassen, darauf zu verzichten, alles berechnen und kontrollieren zu wollen, und zu erlauben, dass er uns erleuchtet, uns führt, uns Orientierung gibt und uns treibt, wohin er will. Er weiß gut, was zu jeder Zeit und in jedem Moment notwendig ist. Das heißt, in geheimnisvoller Weise fruchtbar sein!“ (EG 280).

Meine Lieben, stellen wir uns in dieser Woche diesem Geheimnis der Gemeinschaft mit Christus, seinem Leiden, Sterben und seiner Auferstehung in Glaube, Hoffnung und Liebe. Dann werden wir mit dem Pauluswort, das vielleicht die größte Verdichtung dessen ist, was der Papst uns sagen will, leben und aus ihm leben: dass wir nämlich nicht Herren des Glaubens anderer sind, sondern Diener an der Freude aller (vgl. 2 Kor 1,24).

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, dass Sie sich jeden Tag genau darum bemühen. Ich spüre ja, wie viel in unserem Bistum in der Wei-

se, wie der Papst es sagt, gelebt wird. Und ich sehe auch, dass er uns in vielen Dingen, in unserer Richtung, die wir miteinander im Bistum eingeschlagen haben, bestätigt und ermutigt.

Ich möchte einfach meine Dankbarkeit sagen, auch wenn in dem, was Sie gehört haben, viel Kritisches und Herausforderndes steckt. Aber Dankbarkeit dafür überwiegt, dass wir gemeinsam das Bistum Osnabrück sind.



